

Ostpreußische Schriftsteller heute



VIII 1973
Ost

Herausgegeben von der Landsmannschaft Ostpreußen · Abteilung Kultur



Landmannschaft Ostpreußen e.V.

Dieses Arbeitsheft wurde herausgegeben von der Landsmannschaft Ostpreußen, Abteilung Kultur. Verantwortlich für den Inhalt: Hanna Wangerin. Gesamtherstellung: Druckerei und Verlag Gerhard Rautenberg, Glückstadt/Elbe.

Das Umschlagbild und die Graphik auf Seite 5 sind Wiedergaben von Arbeiten der Graphikerin Ursula Enseleit, wie auch die Fotos auf den Seiten 22 und 23 dieses Heftes.

Ostpreußische Schriftsteller heute

Während diese Zeilen geschrieben werden, geht gerade die große deutsche Buchmesse zu Ende — eine Mammutschau dessen, was in unserem Land und jenseits der Grenzen an Büchern aller Sparten geschrieben und verlegt worden ist. Auf den ersten, flüchtigen Blick mag es scheinen, als gingen die ostpreußischen Autoren unter angesichts dieser Flut bedruckten und gebundenen Papiers: unter knapp 250 000 Titeln gab es fast 80 000 Neuerscheinungen. Aber der Schein trügt. Wer sich die Mühe macht, nach ihnen zu forschen, findet nicht nur Neuauflagen bekannter Autoren, die schon lange der grüne Rasen deckt — wie etwa E. T. A. Hoffmann, Hermann Sudermann, Arno Holz, Agnes Miegel, Paul Fechter, Ernst Wiechert, Alfred Brust oder Johannes Bobrowski, sondern auch Anthologien mit Beiträgen ostpreußischer Schriftsteller und eine Reihe von Einzelwerken. Unter den Lebenden haben Siegfried Lenz und Hans Hellmut Kirst die höchsten Auflagen; ihre Werke sind so bekannt, daß wir sie in diesem Arbeitsheft nicht vorzustellen brauchen.

Auf dem begrenzten Raum, der uns hier zur Verfügung steht, wollen wir vor allem jene zu Wort kommen lassen, deren Namen zwar den meisten Ostpreußen bekannt sein dürften, deren Arbeiten es aber wert wären, eine weitere Verbreitung zu finden. Die Älteren unter ihnen hatten in der Heimat einen großen Leserkreis; die ostpreußischen Zeitungen und der Rundfunk brachten ihre Arbeiten, Dichterlesungen knüpften einen engen Kontakt zu ihrer Lesergemeinde. Für sie war es am schwersten, nach der Vertreibung wieder Fuß zu fassen — ganz abgesehen davon, daß auch ihre Leser verstreut wurden und in den ersten Jahren genug damit zu tun hatten, sich und ihrer Familie wieder eine Lebensbasis zu schaffen.

Wir alle sollten dankbar dafür sein, daß sich trotz aller Not der Nachkriegszeit auch wieder Verleger fanden, die den Mut hatten, ostpreußische Titel herauszubringen. Und wenn heute oft die Klage laut wird, daß nicht mehr solcher Bücher auf dem Markt erscheinen, dann sollte jeder von uns sich überlegen, ob er nicht selbst dazu beitragen kann, diese Schriftsteller und die Verleger, die zum Teil schon in der Heimat große Verdienste um das Schrifttum hatten, in ihrer Arbeit zu unterstützen — durch den Kauf ihrer Bücher nicht nur für den eigenen Gebrauch, sondern auch zum Weitergeben, zum Verschenken.

Achtzehn Schriftsteller sind es, die wir Ihnen in diesem Heft vorstellen, jüngere und ältere, solche, die in Ostpreußen geboren wurden, und solche, die anderswo — oft zufällig — das Licht der Welt erblickten, aber Ostpreußen als ihre eigentliche Heimat betrachten. Wir haben die alphabetische Reihenfolge gewählt, weil sie am übersicht-

lichsten ist. Da nicht alle lebenden ostpreußischen Autoren hier erfaßt werden konnten, hoffen wir, ein zweites Arbeitsheft zu diesem Thema als Ergänzung herausbringen zu können.

Ostprenußische Schriftsteller in unserer Zeit — hier stellen sie sich vor in Wort und Bild. Die kurzen Arbeitsproben sollen Ihnen, liebe Leserin, lieber Leser, beim Kennenlernen helfen. Wir hoffen, daß Sie dadurch angeregt werden, sich mit diesem oder jenem unserer Autoren und seiner Arbeit näher zu beschäftigen. Für die Gruppen draußen im Land soll das Heft eine Hilfe sein, in Leseabenden dieses Schrifttum einem breiteren Publikum zu erschließen und vielleicht auch, wo das möglich ist, die Autoren zu Dichterlesungen einzuladen. Anschriften und weitere Hinweise geben wir Ihnen gern auf Anfrage.

Möge dieses Arbeitsheft darüber hinaus dazu dienen, allen Interessierten vor Augen zu führen, welcher Reichtum, welche Vielfalt in dem Werk dieser Autoren zu finden ist, in denen das geistige Erbe des deutschen Landes im Osten weiterlebt, eines Landes, das uns allen unvergessen ist.

Ruth Maria Wagner





Annemarie in der Au

Die Schriftstellerin wurde unter dem Vatersnamen Westphal 1924 in Tilsit geboren. Nach dem Abitur legte sie in Hamburg die Schauspielprüfung ab. Daneben studierte sie Literatur-, Kunst- und Theatergeschichte. Sie ist verheiratet mit Ottomar in der Au, dem sie eine Tochter schenkte. Seit 1950 lebt die Familie in Krefeld. Annemarie in der Au arbeitet als freie Journalistin und Schriftstellerin. Veröffentlichungen: „Die Machtprobe“, heitere Erzählungen (1962); „Weh dem, der aus dem Rahmen fällt“, Komödie (Uraufführung 1964); „Die Schatten weilen länger“, Gedichte (1965); „Alles dreht sich um Es“,

Roman (1965); „Windmühlenflügel“, Hörspiel (1971); „Kein Mondsilber mehr als Währung“, Gedichte (1971). Ihr Name ist verzeichnet im Panorama moderner Lyrik. Der Schriftstellerin wurde der Hörspielpreis des Landes Nordrhein-Westfalen und des Ostdeutschen Kulturrates 1970 für die Funke Erzählung „Für uns und andere“ zugesprochen.

Die Liebe war stärker

Hermann Schmitt-Sietzenhausen war verliebt. Nichts gegen das Verliebtsein, es trifft Sekundanerinnen, Finanzverwaltungsoberssekretäre, Hippiebrüder und Industriekontoristinnen mit der gleichen Offenheit und Heftigkeit wie Agenten und Tempeldienerinnen, was soll man dagegen tun. Und Hermann Schmitt-Sietzenhausen war nicht auf den ersten Blick hin verliebt, nein, er sauste sozusagen mit bis auf die letzten Kilometer ausgepreßtem Tacho in seiner Liebe dahin, und der Rausch zersprengte alle Straßen und alle vernunftbegabten Gehirnzellen.

Hermann Schmitt-Sietzenhausen liebte nicht etwa seine Frau. Warum auch. Sie stand morgens vor ihm auf und ging abends nach ihm zu Bett. Dazwischen fertigte sie Geschäftsfreunde, Hausierer und Kind ab, schwärmte sie seinetwegen für Papierchina, Eukalyptusbonbons und Fernbusen à la Fußballbälle, dachte sie freiwillig an Direktor Augustins Jahresjubiläum der Hühneraugenoperation und Erbtante Josephas Heißhunger nach Liebschaften unglücklicher Exköniginnen, war stets recht-

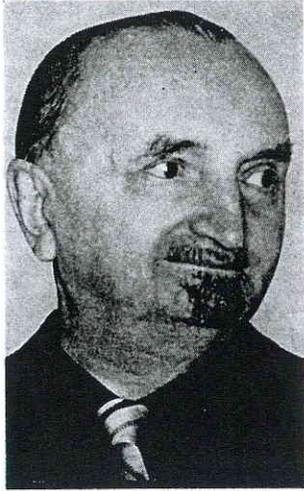
zeitig mit dem Kofferpacken und den Handwerkern fertig, pflegte aufopferungswürdig seine Kegelabendkopfschmerzen. Es lag also nicht der geringste Grund vor, sie besonders zu lieben.

Es war auch nicht so, daß Schmitt-Sietzenhausen eine Geliebte liebte, weder irgendeine Barstripperin, die unter pelzbedürftigen Kälteschauern oder Schmucksucht litt, noch eine der wenigen unverheirateten, positionswütigen Sekretärinnen, die sein Ressort beherbergen mochte.

Da war nun sein Auto — und damit sei der Name seiner einzigen und wahren Liebe endlich ausgesprochen — doch von ganz anderer Art. Mit welcher Hingabe sich der Sitz an seinen Rücken kuschelte, wie das Lenkrad sich demütig seinen Händen preisgab und Gaspedal, Kuppelung und Bremse hingebungsvoll zu seinen Füßen kauerten, noch den geringsten seiner Fußtritte mit jubelndem Aufheulen, Schrammen und Quietschen entgegennehmend. Bedingungslos folgte es ihm, kannte nichts anderes als Schmitt-Sietzenhausens Wege, schielte nicht nach rechts und nicht nach links, richtete eine etwas erotisch-heisere Stimme nur dann an andere, wenn er es ihm ausdrücklich erlaubte, winkte nur auf seinen untrüglichen Wunsch hin mal nach der einen, mal nach der anderen Seite. Es umfaßte absolute Männlichkeit, Karriere, Who-is-who-Status, es war — kurz gesagt — alles in allem das, was eine der wirklich ganz großen Geliebten der Weltgeschichte ausmacht.

Man darf Schmitt-Sietzenhausen nicht nachsagen, daß er um seines geliebten Wagens willen irgend etwas vernachlässigte, was ihn sonst noch ausmachte. Er aß nach wie vor seine Bratkartoffeln in der modischen Form von Pommes frites gern, schlief im Theater, ließ das Plastikschißchen seiner Tochter in seinem Badewasser mit sich schwimmen und mußte den Daumen lutschen, so oft er einen Nagel in die Wand geschlagen. An seinem Alltag änderte sich nichts. Und dennoch verfiel er, so oft er sich nur zwischen seine vier Räder warf, dem Rausch der Freiheit, der Schwerelosigkeit und der tiefen Einsicht Allbeherrschertums. Es war eine Lust, zu lieben.

Man hat es später nie vollständig ausloten können, welche Nuance der Liebeslust Hermann Schmitt-Sietzenhausen eines Tages bewog, seinen Wagen mitten in einer Fahrt zu umarmen. Kraftvoll hatte er ihn dazu an einen Baum gelegt, war durch die Windschutzscheibe gehechtet und umschlang noch immer mit ausgebreiteten Armen den Kühler, als mißgünstige Zeitgenossen ihn fanden. Die Liebe war stärker als der Tod.



Martin A. Borrmann

Man fragte mich jetzt, ob mein Leben eigentlich still oder bewegt verlaufen wäre. Wie die meisten Fragen ist auch diese für einen in Holmanns-thalschem Sinne schwierigen Menschen, wie ich es bin, nicht eindeutig zu beantworten. Ich sagte, mein Leben käme mir recht vielseitig vor. Als Sekundaner vertrat ich manchmal den Organisten in der Königsberger Allroßgärten Kirche und spielte regelmäßig die Orgel in der Kapelle des Krankenhauses der Barmherzigkeit. Nach dem musikalischen Lebensabschnitt bezeichnete ich mich für ein paar Semester als Studenten der Medizin, was die ungewollte Folge hatte, daß ich

Sanitätssoldat wurde. Nach Kriegsende kam ich zu dem, was mich eigentlich bewegte: ich schrieb meine Novellen „Venus mit dem Orgelspieler“, den Band „Der Don Juan der halben Dinge“ und die Erzählungen „Mißhandlung“ und „Frühe Schuld“, die alle veröffentlicht wurden. Die alte Frankfurter Zeitung holte mich, als die Billioneninflation zu Ende ging, als Reiseschriftsteller; unter meinen Berufen war das der schönste. Das hier entstandene Buch hieß „Sunda“.

1929 wurde ich für fünf Jahre Dramaturg am Königsberger Schauspielhaus. 1933 dort entlassen, wohnte ich bei meinem Vater und konnte vor allem die Arbeit an meinem Roman „Trampedank“, die mir am Herzen lag, beginnen. Doch dauerte es wegen gewisser politischer Umstände noch zweieinhalb Jahrzehnte, bis das Buch gedruckt wurde. Trotz der Wolkendecke besonderer Art, die über unserem Lande lag, schrieb ich im Auftrag des Senders Königsberg drei einstündige Wortsendungen zu musikalischen Suiten von Otto Besch über Masuren, das Samland und die Kurische Nehrung. Unbewußt erarbeitete ich mir damit das Material für meine Ostpreußen-Sendungen nach dem Kriege, für meine Artikel im „Ostpreußenblatt“ und auch für meine bei Gräfe und Unzer herausgegebenen neun Anthologien und den jährlich erscheinenden Ostpreußen-Kalender. 1960 erschien endlich der Roman „Trampedank“; aber auch meine langjährige Lähmung war jetzt endgültig fortgeschritten und hatte mich ans Bett gekettet. Jede literarische Leistung, zu der Vorarbeit nötig war, entfiel. Einzig das Gedicht, die Lyrik, blieb mir auch jetzt innerlich treu.

An eine Verstorbene

Jahre und Monde seh ich,
Tage und Stunden mit dir —
andre sind schon vergessen;
trauernd gestehe ich's mir.

War deine große Liebe
darin denn minder groß?
Wäscht beim Erinnern ein schlimmer
Regen die Teile los?

Schwimmt vergangenes Lieben
sacht in Vergänglichkeit fort?
Werden auch Tote vertrieben?
Hilft kein bewahrendes Wort?

Was wir beide erlebten,
bleibt's — oder bleibt nichts mehr?
Flattern zuletzt nur Schatten,
traumhaft und ungefähr?

Aber die Holdheit der Stunden,
zart, lebendig und licht —
bin ich damit nicht verbunden?
Oder der Gleiche nicht?

Wie muß ich Schwacher mich retten,
wenn dein Antlitz zerfließt?

— — — — —
„In meine Liebe dich betten,
die dich immer umschließt.“

Ursprung

Wo wir hergekommen,
ist nur Klang und Licht;
alle trüben Fluten
reichen dorthin nicht.

Über unserm Abgrund
schwebt die ewge Zier,
ohne Blut und Tränen,
Grausamkeit und Gier.

Nur im Traum erhaschen
wir dies lautre Glück,
und es strahlt im Wachen
in uns rein zurück:

Freude unaussprechlich,
Friede wunderbar,
wenn die Seele weilte,
wo ihr Ursprung war.



Peter Paul Brock

Als mich mein Vater aus dem Garten meiner frühen Jugend entließ und mich an das Leben freigab, gab er mir als letztes Geschenk einen Leitsatz mit, den er den Schriften eines der Größten des Geistes auf ostpreußischer Erde entlehnte und der sinngemäß hieß: „Ich habe nichts von der Welt, durch die ich gehe, wenn ich mich nicht unsterblich mache!“ Mit solchen Worten steckte er mir ein hohes Ziel. Ich lernte zu pflügen und zu säen und zu ernten und begriff das alles als Vorbild und Gleichnis; ich erkannte, daß auch im Geistigen die gleichen Gesetze Gültigkeit haben. Danach war mir vergönnt, das

Meer kennenzulernen, die Brücke zu fernen Ländern; es war mir bestimmt, auf einem Dreimastschoner zu dienen, der die Ostsee behuhr, ehe ich in die Welt hinausstreble. In meinem dreißigsten Lebensjahr, nachdem ich geheiratet hatte, begann ich zu schreiben. Mein erstes Buch war der Roman „Der Schiffer Michael Austyn“. Aus der Reihe der darauf folgenden Bücher sind in der Hauptsache zu nennen: „Der achte Schöpfungstag“, „Der Strom fließt“, „Alles Lebendige muß reifen“ und „Das Glück auf Erden“. Auszeichnungen: Herder-Preis, Kulturpreis der Landsmannschaft Ostpreußen für Literatur.

Herbst

Zu jener Zeit hatte ich die Frau fürs Leben noch nicht gefunden, obwohl ich mich rühmen konnte — in unreifen Jahren rühmt man sich dessen gern — zahlreichen Frauen begegnet zu sein, Siege errungen und Niederlagen erlitten zu haben, so daß ich mir anmaßte, alles von ihnen zu wissen. Erst Thyra belehrte mich, daß ich gar nichts wußte, oder fast gar nichts. Übrigens . . . ihren seltenen Namen wußte sie zu tragen wie einen kostbaren Schmuck. In dem Jahr, es war gerade Halbzeit zwischen den Kriegen, hatte ich eine Aufgabe zu bewältigen, die mich viele Monate am Schreibtisch festhielt; erst als ich für vollendet hielt, was ich schuf, während der herrlichste aller Sommer an meinem Fenster vorüberzog, ließ ich alles stehn und liegen und fuhr an die See. Ich nahm unbekümmert den nächsten Zug, der auf dem Fahrplan stand; er endete in Cranz.

Hier begegnete ich der Frau zuerst, die ich eingangs erwähnte. Ihre Erscheinung war wie hineinverwoben in diese von beginnender Auflösung verdichtete Sphäre des Schweigens. So reif und gelassen und in sich ruhend durchschritt sie die Nebelvorhänge unter den Bäumen mit goldgesprenkeltem Laub, die sich vor ihr zu öffnen schienen, um sich danach wieder zu schließen, daß ihr Bild manchmal vor meinen Augen verschwamm wie ein Spuk. Mehrere Tage vergingen, ehe ich den Mut und die Gelegenheit fand, die Frau näher kennenzulernen. Große, braune Augen aus einem ovalen Gesicht blickten mich prüfend an; es dauerte lange, ehe sie ihre Zurückhaltung aufgab und mir, auf meine Bitte um ihre Gunst, ein gewährendes Lächeln schenkte.

Zu Beginn beschränkte sie sich darauf, meine Begleitung auf ihren Spaziergängen zu dulden; wie von selbst geschah es, daß wir immer die gleiche Richtung, denselben Weg einschlugen; er schien ihr in einer besonderen Art ans Herz gewachsen zu sein. Es gab Augenblicke, wo sie innerlich so fern neben mir hinwanderte, als wäre ich nur ein Schatten. Hatte ich dann das Glück, ein Gesprächsthema zu finden, an dem sie sich mit ganzem Herzen erwärmte, kam ich mir vor, als wäre mir eine Krone geschenkt.

Dann kam der Tag, an dem ein feiner Regen die Luft erfüllte und in das fallende, vergilbte Laub einsickerte, daß auch das feine Rascheln unter den Sohlen erstarb. Da legte sie, unverhofft, die Fremdheit wie einen Mantel ab, dessen man nicht mehr bedarf. Plötzlich sprach sie von sich, als habe das andauernde Schweigen ihr Schmerz zugefügt.

Wir nahmen, was die Tage uns schenkten. Wenn wir vor die Tür traten und die schäumende Brandung der See sich hinter Perlenschnüren von Regen verbarg, hüteten wir scheu das Fünkchen Hoffnung im Herzen, daß noch nicht alles vorüber war. Dennoch entglitt sie mir mehr und mehr. Die wahre, die echte Liebe, die sie Verbundenheit aus Seele und Geist nannte, erfüllte sie so sehr, daß ihr alles andere, was ich ihr damals zu geben vermochte, schal und nichtig und fast überflüssig erschien.

Nach jenen Tagen habe ich sie nie wiedergesehen, obgleich wir über Jahre hin in der gleichen Stadt lebten.



Marie Brückner

Die Schriftstellerin kam unter dem Vatersnamen Leibundguth am 25. Oktober 1913 in Ilmsdorf, Kreis Gerdauen, zur Welt. An der Luisenschule in Allenstein machte sie ihr Abitur. Aus ihrer Ehe stammen zwei Söhne. Seit 1951 lebt Marie Brückner als freie Schriftstellerin in Gräfelfing bei München. Sie schrieb, zum Teil unter dem Pseudonym Lacombe, eine Reihe von Erzählungen, Unterhaltungsromanen, historischen Arbeiten und Jugendbüchern, die in mehrere Sprachen übersetzt wurden. Veröffentlichte Beiträge in Anthologien, Zeitungen und Zeitschriften, darunter im Ostpreußenblatt.

Der Weg zum Schloß

Sie wollte schon immer in den Park hinein. Aber die Mauer lag zwischen ihr und dem Ziel ihrer Sehnsucht. Die Mauer, die das Dorf vom Gutshaus trennte, vom Schloß, wie die Leute sagten.

Das Kind rannte an der Mauer entlang, die unermüdlich mitrannte. Die Mauer war hoch und weißgekalkt und oben mit kleinen schwarzroten Dachpfannen belegt, dazwischen waren Pfeiler, noch höher, wie vier-eckige dicke Türme.

Das Kind war klein, ein stämmiges Mädchen mit braungebrannten geraden Beinen, barfüßig, mit einem rosigen Gesicht und flachsblondem Haar, das über die runde Stirn in die Augen fiel, so daß sie es immer hochblasen mußte.

Der Weg war eng, knochenhart und warm, und daneben dehnten sich Wiesen, Äcker und Kleefelder. Der Himmel war blau und durchsichtig wie Glas, das Lied einer Spottdrossel hing in der Luft, und die Sommerhitze drückte brütend auf die kleine Brust, in der das Herz schlug wie ein Hammer.

Sie rannte, entschlossen, einen Weg zu finden, der in den Park führte. Sie wollte das Schloß sehen. Das Wort verschmolz in ihrer Phantasie mit unklaren, märchenhaften Vorstellungen von Türmen, Kronen, Prinzen und Prinzessinnen, Seidenkleidern, Schleppen, Marmortreppen und goldenen Schuhen.

Da war ein kleiner Steinhaufen. Sie stieg hinauf, die Steine gaben rieselnd nach. Sie reckte sich, die Finger erreichten die schwarzroten Platten, ein Fliederast streckte sich ihr hilfreich entgegen. Sie faßte zu, die Zehen klammerten sich in den ruppigen Verputz, sie spannte die Muskeln an, die Beine scheuerten an der Mauer, bekamen Schrammen, aber sie schaffte es, sie war oben, sie saß auf der Mauer und lachte. Am liebsten hätte sie gesungen. Sie sang gern und viel, das wußte jeder im Dorf. Jeder hörte es, wenn sie die Kühe von der Weide holte oder die Gänse heimtrieb, sie sang immer.

Nun saß sie auf der Mauer, eingehüllt in Grün und Duft. Holunder, Haselnußstauden, Flieder, Jasmin überschatteten die Mauer. Und da waren auch die Büsche mit den winzigen rötlichen Blüten. Im Herbst verwandelten sich die Blüten in Schneebeeren. Die konnte man zwischen Daumen und Zeigefinger zerdrücken, so daß sie mit einem leisen Knall zerplatzten, während eine wäßrige, schaumige Masse herausquoll, die die Finger klebrig machte.

Das Schloß war nicht zu sehen. Nur die Kronen der Bäume — Linden, Buchen, Kastanien, Tannen.

Sie ließ sich herabgleiten, ein stacheliger Schwarzdornzweig streifte ihr Gesicht. Der Boden war schwarz und kühl, sie bohrte die Zehen in die Erde und holte tief Atem. Hier unten roch es feucht, süß und auch faulig nach welken Blättern, Taubnesseln und schimmeligem Mauerwerk.

Das Sonnenlicht fiel durch die dichten Büsche und malte blanke Flecken auf die dunkle Erde, als ob es Gold regnete.

Das Kind lief geduckt durch das Gebüsch, immer weiter, immer weiter, bis dieses sich lichtete. . .

Ein flüchtiger Duft von Gras und unbekanntem Blüten wehte zu ihr empor, gemischt mit dem harzigen Geruch von Nadelbäumen, die plötzlich vor ihr standen wie eine lebende dunkelgrüne Wand.

Der Blick war frei. Sie konnte das Schloß sehen. Sie spürte eine ziehende Enttäuschung. Es war kein Schloß, wie sie es im Märchenbuch gesehen hatte mit Zinnen, Türmchen, Erkern, einer Zugbrücke. Es war ein langgestrecktes weißes Gutshaus, dessen Geviert sich weit hinten zum Hof und zu den Ställen öffnete. Ein Mann ging über den Rasen und stellte den Springbrunnen ab. Das Kind duckte sich zurück hinter die Tannen und stand dort stocksteif, bis er wieder verschwand. Dann wanderte es hinter der Baumreihe entlang und kam zu einem Laubengang aus weißem Spalierholz, überwuchert von Geisblatt und Clematis. In dem Gang war es dämmrig, der Boden war sauber geharkt. Alles war ein bißchen unheimlich und wie verzaubert.



Hansgeorg Buchholtz

Als Sohn ostpreußischer Eltern wurde er am 25. Juni 1899 in Mülhausen (Elsaß) geboren. Als Lehrer, Rektor und Schulrat wirkte er in Masuren. Heute lebt Hansgeorg Buchholtz als freier Schriftsteller in Uetersen (Holstein). Romane und Erzählungen aus seiner Feder erschienen in den Verlagen Lisl, Gräfe und Unzer, Schaffstein, Signal. Romane: „Liebe eines Kindes“, „Der Markt zu Heckenbruch“, „Dorf unter der Düne“, „Der Dobnik“, „Der große Zapfenstreich“, „Zwischen Himmel, See und Tod“. Erzählungen: „Jugend an der Grenze“, „Ein Musketier von Potsdam“, „Der kleine Jorgatz“, „Fritz, der

Fischerjunge“, „Noma“, „Das Fischerkind und der Meermann“, „Anuschka“, „Der Schnitter griff zur Sense“, „Traum und Trauer“, „Fremder, bist du mein Bruder“, „So weit die Straßen reichen“. Er erhielt den Ostpreußischen Kulturpreis für Literatur, den Ostdeutschen Kulturpreis und einen Lyrikpreis des Brentano-Verlages für Gedichte im Lyrikband: „Aber das Herz hängt daran ...“ Weitere erzählende Beiträge in ostpreußischen Anthologien der letzten Jahre.

Der Dobnik

In meinem Lande im Osten sind die Wälder noch ewig. Über die Grenze läuft der Wolf aus dem weiten Rußland herüber, das fern wie ein riesiger Schatten dahinter steht. Der Wildschwan zieht und das Wassergeflügel von See zu See. Einsame Forsthäuser und kleine Dörfer und elende Hütten liegen eingesprenzt in den Ring des Waldes. Städte leuchten an den Abenden wie stille Fackeln daraus gen Himmel. In ihren weiten Märkten und Plätzen, in der Breite ihrer Straßenfluchten lebt noch etwas von der Größe und Einsamkeit der Landschaft, die sie bezwangen. Der Dobnik, der Wassermann, dem alle Seen dieses Landes gehören, könnte auch noch heute durch sie hinschleichen, auf breiten, fischflossigen, schwarzen Füßen, daß die Mädchen, die aus den Kaffeehäusern kommen, sich entsetzen würden vor seinem schwarzstoppligen, grünäugigen Gesicht mit dem gräßlichen Fischmaul.

Ja, er geht noch heute um, der Dobnik, in meinem Land im Osten, und er holt die Kinder, wenn das Eis noch dünn liegt über seinen Seen, und

zieht die Mädchen zu sich, wenn sie kommen, verlorene Liebe zu vergessen, und sitzt in den hellen Nächten auf den Uferhöhen und schaut auf den Mond — traurig; — denn er ist einsam.

Wenn der kleine Friedel Schiborr zusammengerollt wie ein junges Hündchen im großen Bett seiner Mutter lag und das Rauschen des großen Sees und die Schreie der Wasservögel in die Kammer drangen, dann hörte er wohl den klatschenden Schritt des Dobnik vorm Haus und zog sich die Decke über den Kopf, wenn seine Mutter nicht da war und faltete die Hände: „Vater, laß die Augen dein über meinem Bette sein“, betete er. Aber dabei kam ihm der Fischmeister in den Sinn, der große Mann mit den freundlichen Augen, und die kleine Martche, die mit ihm nun in die Schule ging, die er jeden Morgen abholte und wieder bis ans Tor zurückbegleitete, wenn die Stunden um waren. Warum war der Fischmeister nicht sein Vater und sie seine Schwester? Friedel träumte mit wachen Augen, daß es so wäre, und darüber schlief er ein.

Vor dem Haus auf dem Seesteg saß seine Mutter, die Miela. Sie hatte gebadet und saß nun in das Tuch gehüllt. Ihre Füße hingen ins Wasser herab, ihre Knie und eine Schulter leuchteten wie Elfenbein. Ein riesiger Ball, schwebte der Mond über ihr. Wie Quecksilber war der See, und der Uferschatten des Waldes lag um diesen funkelnden Spiegel wie Ebenholz so schwarz.

Die Frau auf dem Steg hatte krauses, dunkles Haar, ihr Gesicht war zart. Zwei große Augen mit langen, seidigen Wimpern und einem Paar fein geschwungener Brauen beherrschten es. Wie Marmor leuchtete es in der Blässe des Mondes und war auch am Tage hell und kühl, mochte die Sonne noch so sehr glühen. „Die weiße Miela“, sagten die Leute.

Es wehte kein Lüftchen. Das Schilf stand still. Die große Kiefer regte keine Nadel. Die Erde atmete die Glut des Tages aus. Der Nachthimmel war fahl davon. Wie unter Schleiern leuchteten die Sterne. Das Springen der Fische schwang, ein plätschernder, Kühle erweckender Laut, durch die schwüle Stille.

Die weiße Miela starrte auf den See hinaus. Sie regte sich nicht, sie schien ganz im Bann der Nacht, und doch hatte sie keinen Teil an der Natur. Woran nahm sie überhaupt Anteil? Es gab nichts in ihrer Umgebung, was in die kühle Stille ihres Herzens hinabgereicht hätte. Nicht, daß es immer so gewesen wäre, aber seit Friedel auf der Welt war, war es so. Siebzehn Jahre war sie alt gewesen damals. Sie war aus der Stadt hierher gekommen mit ihrer kranken Mutter, zurückgekehrt in ihre alte Heimat, die sie als Kind verlassen hatte.



Christel Ehlert

Ich wurde 1923 — im Jahr der Inflation — in Elbing geboren und besuchte dort die Agnes-Miegel-Schule. Meine Berufspläne — ich wollte Gewerbelehrerin werden — fielen, wie bei so manchem meiner Generation, den Kriegsverhältnissen zum Opfer. Als wir 1945 aus der Heimat vertrieben wurden, hatte ich das Glück, den richtigen Mann gefunden zu haben, mit dem ich nun drei Jahrzehnte verheiratet bin. Diese dreißig Jahre habe ich in meinen Büchern „Wolle von den Zäunen“, „Traubenzucker und Baldrian“ und in meinem dritten „Was wir uns wünschen“, das im Herbst 1972 herauskommt, festgehalten.

Es ist gar kein besonderes Leben. Es ist eines von vielen hunderttausenden. Aber wenn mir Leser schreiben, daß ich mit meinen Büchern ihren Alltag ein wenig aufhellen konnte, dann ist das ein schöner Lohn für meine Arbeit.

Meine erste Lesung

Es gibt gottbegnadete Schriftsteller, die Stimmen hören und nur aufzuschreiben brauchen, was ihnen diese Stimmen zuflüstern. Was für eine herrliche Sache! Ich höre, so oft ich auch lausche, keine Stimmen. Nicht eine einzige! Recht lange muß ich manchmal an einem Satz herumfeilen. Und deshalb wußte ich, als ich die erste Einladung einer Buchhandlung zu einer Lesung bekam, auch nicht, ob ich mich freuen sollte. So ganz allein vor fremden Menschen lesen. Nicht wissen, wie es ankommt. Mir kamen so viele Zweifel. Würde ich überhaupt gut genug lesen? Schließlich bezahlten die Leute Geld dafür.

Je näher der Termin heranrückte, desto nervöser wurde ich. Ich hatte mir einen Querschnitt durch das Buch zusammengestellt. Nach acht Tagen konnte ich ihn fast auswendig. Es war keine gute Idee, am Tag vorher meine Stimme auf einem Tonband abzuhören. Der wohltuende Schleier, durch den man sich selbst hört, wurde von diesem brutal zerrissen. Ich war von meiner Stimme enttäuscht. Ich hatte sie so ganz anders im Ohr.

Nachts sah ich nur gelbe Stuhlreihen vor mir. Das bißchen Sicherheit, das mir noch verblieben war, war am Morgen dahin. Da half kein weiteres Üben. Rote Flecken am Hals machten mich nicht schöner. Mein Magen schien auch nichts von meinem öffentlichen Auftreten zu halten.

Ich versuchte, mich mit der Frage abzulenken: Was ziehe ich an? Möglichst unauffällig. Möglichst neutral. Gegen ein Hemblusenkleid konnte eigentlich niemand etwas haben.

Die letzten Stunden vor der Abfahrt verbrachte ich überwiegend im Badezimmer, wo ich mich nebenbei in freier Rede versuchte. Es waren nur einige Sätze, die ich meinen Zuhörern zu Beginn der Lesung sagen wollte; aber auch diese wenigen Sätzen machten ihre Schwierigkeiten.

Wir fuhren rechtzeitig los. Jochen redete mit mir wie mit einem kranken Kind. Aber jeder Kilometer, der uns unserem Ziel näherbrachte, steigerte nur meine Nervosität. Ich bat Jochen, falls am Schluß niemand Beifall spendete, es bloß nicht als einziger zu tun.

Es regnete in Strömen, als wir die Buchhandlung erreichten. Zwei junge Mädchen waren dabei, den Buchladen für die Lesung herzurichten. Sie räumten Ständer fort, stellten Stühle auf, ein Glas Wasser wurde bereitgestellt. Am liebsten hätte ich es gleich getrunken, so ein trockenes Gefühl hatte ich im Hals. Aber die Buchhändlerin kam mit einem Kognak: „Trinken Sie nur!“ sagte sie. „Das wird Ihnen gut tun.“ Wenn bloß erst alles vorbei wäre! dachte ich.

Ich stellte fest, daß die Lesung nicht so sehr von ökonomischen Gesichtspunkten, als vielmehr von warmherzigen menschlichen Beziehungen einer Kleinstadt geprägt war. Alle Besucher wurden mit ihrem Namen angesprochen. Ein junges Mädchen stand mit Tüchern bereit, um naßgewordene Handtaschen sorgsam abzutrocknen. So drückte man jedem, der sich bei diesem Wetter hinausgewagt hatte, seine Dankbarkeit aus.

Meine eingeübten freien Sätze brauchte ich nicht zu sagen. Sie wurden mir geschenkt. Die Buchhändlerin konnte das viel besser. Der Kognak hatte bewirkt, daß ich meine Stimme fast erträglich und meine „Wolle von den Zäunen“ gar nicht so übel fand. Ganz vorn, in der ersten Reihe, hatte mir der Himmel einen Pastor hingesetzt, der von der Natur mit einem ansteckenden Lachen beschenkt war und sich dazu vergnügt auf die Schenkel schlug. Nach anderthalb Stunden konnte ich mich fürs Zuhören bedanken, und Jochen blieb die Rolle des einsamen Claqueurs erspart.



Tamara Ehlert

Die Schriftstellerin kam am 28. Dezember 1921 in Königsberg zur Welt. Nach dem Besuch der Oberschule nahm sie Schauspielunterricht. Fünf Jahre lang mußte Tamara Ehlert Kriegsdienst leisten. Nach 1945 schrieb sie Feuilletons für Zeitungen, Zeitschriften und Rundfunk und wurde mit dem Lyrikpreis des Brentano-Verlages Stuttgart ausgezeichnet. Sie erhielt die Ehrengabe der Allensteiner Kulturschaffenden. 1957 erschien ein Band Erzählungen „Die Dünenhexe“, später der Gedichtband „Alles dies war einmal meine Welt“, 1971 ein neues Bändchen Lyrik „Spröder Wind von Ost“. Lyrik und Prosa von Tamara

Ehlert erschienen in fünfundzwanzig Anthologien, unter anderem: „Deutsche Stimmen 56“, „Fernes weites Land“, „Ostpreußische Liebesgeschichten“, „Verlobung mit Baldrian“, „Und Petrulla lacht“.

Die Tuschzeichnung

Sie schlenderte an einem warmen, trocknen Vorfrühlingsabend durch die Straßen ihrer Heimatstadt, und sie freute sich an dem ersten vorsichtigen Grün der Bäume. Am Schloßteich-Ufer setzte sie sich auf eine Bank und sah zum Parkhotel hinüber. Seine erleuchteten Fenster sahen in der Dämmerung aus wie Goldtupfen auf rauchblauer Seide.

Ein Mann blieb vor ihr stehn. Er sah sie aufmerksam an und sagte dann: „Vor Jahren einmal habe ich in einem Antiquitätenladen eine japanische Tuschzeichnung gekauft, ein hauchdünnes Blatt. Darauf war mit einem sehr behutsamen Pinsel ein Mädchen gezeichnet.“

Sie sah ihn aus ihren schrägen, dunklen Augen spöttisch und abwartend an, dann sagte sie: „Ihre Art, Bekanntschaften anzuknüpfen, ist zumindest originell. Wie geht die Geschichte weiter?“

„Das Mädchen sah so aus wie Sie.“

„Ich dachte es mir fast.“ Sie lachte ein wenig. „Ist das nun ein Kompliment?“

„Ein sehr großes. Es war ein bezauberndes Bild.“

Er setzte sich zu ihr auf die Bank. Nach einer Weile fuhr er fort: „Ich habe zwei Karten für ein Konzert in der Stadthalle. Haben Sie Cassado

einmal spielen hören? Sein Cello ist wie schwerer Wein und ein wenig auch wie dieser Abend mit den Lichtern über dem Wasser!“

„Sie haben Glück“, sagte sie. „Ich habe schon immer mal ein Meisterkonzert hören wollen.“

Das Konzert war aus, und sie streiften am Schloßteich entlang.

„Ich war noch nicht oft in dieser Stadt. Aber sie gefällt mir von Mal zu Mal besser. Wenn ich wieder einmal herkomme, sitzen Sie vielleicht wieder auf einer Bank am Wasser, es wäre ein wunderbarer Zufall.“

„Ich halte nichts von Zufällen“, sagte sie ernsthaft.

Sie wohnte in einer stillen kleinen Straße auf dem Roßgarten. Vor ihrer Haustür sagte sie: „Und weil ich nichts von Zufällen halte, möchte ich mich mit einer Tasse Kaffee bei Ihnen bedanken.“

Später saßen sie auf dem kleinen Balkon vor ihrem Zimmer. Die Glas-türen waren nur angelehnt und klirrten leise im weichen Wind. Irgendwo schrie eine Straßenbahn in den Schienen.

„Dieses Geräusch erinnert mich an deine Kaffemühle“, sagte er. „Wenn ich das nächste Mal ankomme, bringe ich dir eine andere mit, eine nette kleine Mokkamühle, die nicht quietscht.“

Sie stand auf und lehnte sich über das schmiedeeiserne Balkongitter. „Es wird kein nächstes Mal geben“, sagte sie. „Wenn du wiederkommst, bin ich in einer anderen Stadt, bei einem anderen Mann.“

Sie drehte sich nach ihm um. Er kam langsam auf sie zu und hob ihr Gesicht zu sich empor. „Ich hätte gern etwas über den Mann gewußt, zu dem du fährst.“

Sie schwieg eine lange Zeit, dann sagte sie: „Er hat in seinem ganzen Leben keinen Antiquitätenladen betreten, und er geht nie in ein Konzert. Diese Musik ist wie schwerer Wein und ein wenig auch wie dieser Abend mit seinen Lichtern über dem Wasser.“ So etwas würde er nie sagen, und er würde es auch nicht verstehen. Ich glaube, daß ich jetzt alles über ihn gesagt habe.“

„Ja, jetzt hast du alles gesagt.“ Er warf seine Zigarette über das Gitter. Sie zog einen kleinen glühenden Lichtbogen durch die Dunkelheit und erlosch gleich darauf.

Als er fort war, knipste sie das Licht an und sah in den Spiegel. Sie sah ihr blaßbräunliches Gesicht mit den schrägen Augen und dem sehr glatten schwarzen Haar darüber. Sie tippte das Spiegelbild mit den Fingerspitzen an und betrachtete es eine Weile, ohne sich zu bewegen.

Ursula Enseleit

Die Künstlerin wurde am 25. Juli 1911 in Wenzken im Kreis Angerburg geboren, sie trug den Vatersnamen Riel, der auf hugenottische Abstammung schließen läßt. Vorfahren kamen aus Norddeutschland, aus dem Salzburgischen, aus Litauen und Bosnien. Die Eltern waren beide musisch begabt. Ihr Mann, ein Lehrer aus allem ostpreußischen Geschlecht, fiel im Zweiten Weltkrieg; sie unterrichtete an seiner Schule weiter und besuchte nach der Vertreibung das Pädagogische Institut in Magdeburg. Aber es trieb sie zur Kunst. Unter großen Entbehrungen studierte Ursula Enseleit an der Landeskunstschule Mainz als Schülerin von Emy Roeder. Ein Förderpreis wurde ihr zugesprochen. Viel Hilfe wurde ihr von dem Patenkreis von Angerburg, dem Landkreis Rolenburg, zuteil, dessen Oberkreisdirektor Helmut Janssen durch Aufträge, Ankäufe und Ausstellungen die Künstlerin in der Öffentlichkeit bekannt machte. 1967 wurde sie für ihren Gedichtband „Ungerupil“ mit dem Angerburger Literaturpreis ausgezeichnet. Heute lebt sie als Bildhauerin, Grafikerin und Lyrikerin in Mainz.



Ich komme aus Zauberer-Gottes-Land

Im Anfang war das Wort. Und das Wort war bei Gott, Und das Wort war in Ostpreußen über allen Elternhäusern, so auch über meinem. Ganz früh, so weit ich zurückdenken kann, wurde den Ohren etwas zuteil, das verborgenen Jubel im Herzen weckte.

Die ersten Reime und Verse waren es, die das Kind in seinem Elternhaus aufnahm. Die kleinen Gebete, die Mutter uns lehrte, die Gedichte, von Vater zu Mutters Geburtstagen verfaßt, damit wir Kinder ihr sie auf sagten, die Weihnachtsgedichte, vor der Bescherung beim kerzenerleuchteten Weihnachtsbaum zu sprechen, die Abzählreime bei unseren wilden Spielen. Die Worte fügten sich anders als beim Sprechen sonst zusammen. Das entzückte mich, wie das Rauschen und Raunen in den Bäumen, das Summen von Fliegen und Biene, das rhythmische, klangvolle Kommen und Gehen der Wellen des Sees unserer schwarzen Kutte.

In Kutten stand das alte Schulhaus, das von meinem fünften bis fünfzehnten Lebensjahr mein und meiner Geschwister Elternhaus war, in dem der Zauberer Gottes, Rektor Pogorzelski, einmal gelebt hatte. Stille umging es. Industrie- und Straßenlärm gab es nicht.

Die heile Sprache der gesamten Schöpfung war und ist Gedicht. Das Gedicht ist Ursprache der Schöpfung: Am Anfang war das Wort. Und das Wort ist Gedicht.

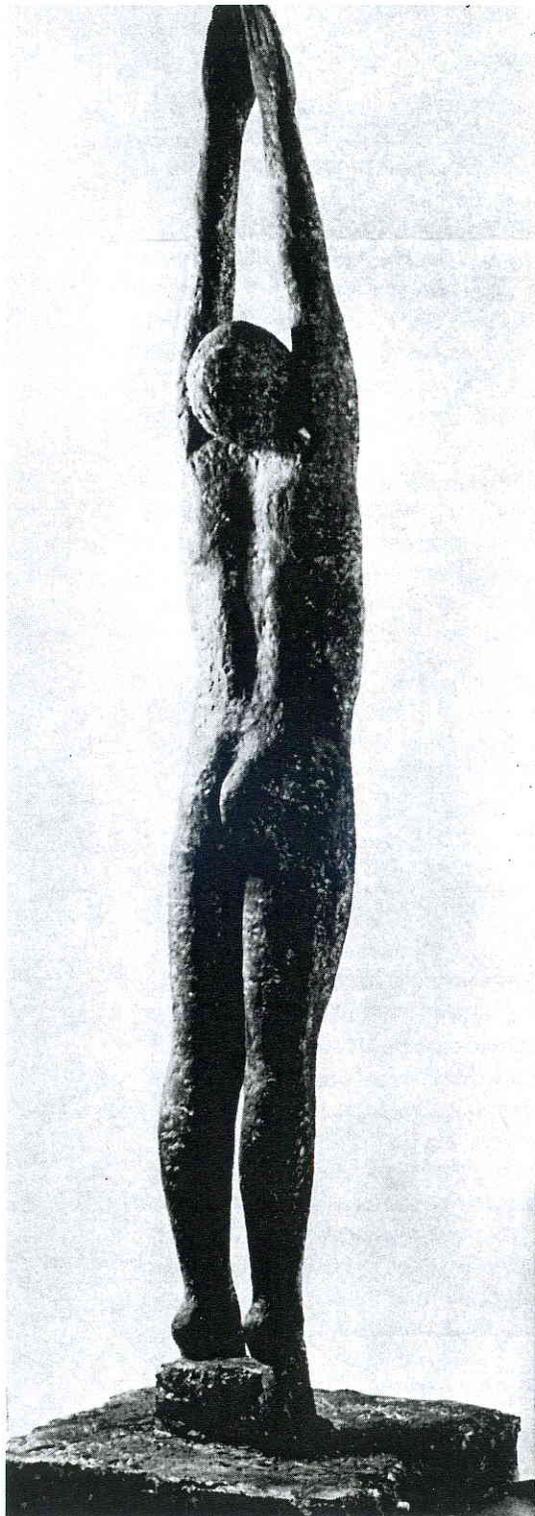
Ich tauchte in früher Kindheit in die Sprache des Schöpfers und seiner unversehrten Schöpfung. Und früh begann es, in mir zu dichten. Kaum zu Bewältigendes liegt zwischen dem Damals und dem Jetzt. Überleben dürfen, daß hieß besondere Verpflichtung gegenüber dem Leben, das hieß Sammeln, um geben zu können.

Heute wohne ich in der Stadt. Manche Gedichte der Anfechtung und des Zerrissenseins entstehen. Alles, was ich niederschreiben muß, ist den frühesten Reimen, Versen, Gedichten, die ich als Kind aufnahm, entfernt und nahe zugleich, fremd und zugleich verwandt.

Ich weiß, ihr Leben bewahren die Gedichte nur im Heilsein der Sprache der Mütter und im Licht des Wortes, das am Anfang war. Beides ist Geschenk.

Hier und dort

Alle Häuser der Welt
Haben undichte Türen.
Alle Häuser der Welt
Können bei Feuer und Sturm
Das Dach verlieren.
Aller Häuser Fahmentuch
Kann die Kehle zerschnüren.
Die Häuser sind
Von Selbstauslösergeschossen besetzt,
Blitzschnell und verderblich
Können Gedanken eilen.
Die Häuser der Welt
Sind nicht zu heilen.
Hier und dort ist ihnen
Jemand entkommen.
Der hat Wohnung
In seiner Kindheit Flöte
Vom Holz einer Weide genommen.



Widerhall

Stets höre ich den Sonnenstrahl.
Ich höre Menschen ohne Zahl.
Ach, alles klingt, was glüht.
Die Biene summt ihr Schwebelied.
Der Duft der Rosenblüte zieht
Ins All mit feinem Schall.
Vom Fallenden, vom Steigenden,
Dem Sprechenden, dem Schweigenden
Bin ich der Widerhall.

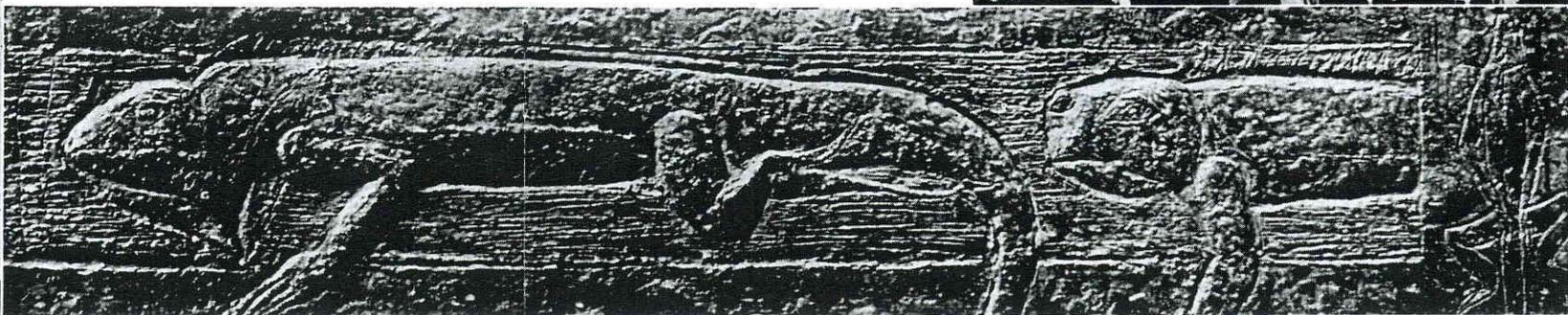
Alle in mir

Ich baue Nester
Neben dem Nest im Baum,
Weil ich unzählbare Herzen,
Weil ich unzählbare Augen hab.
Sie möchten schlafen und träumen
Im weichen Flaum.
Ich baue Brücken
Neben der Brücke über dem Fluß,
Weil ich mit unzählbaren Füßen
Wandern muß.
Eine Flöte baue ich.
Holz gibt die Weide am Weg.
Damit ich der Füße Klage,
Damit ich der Augen und Herzen Frage
In die Flöte leg.

Flucht aus der Großstadt

Ich bin auf Reisen.
Die Großstadt
Zerschneidet
Mein Kleid
Und mich.
Darum reise ich.
Schmetterling
Fügt mit feinem Stich
Das Kleid
Zusammen.
Ihm hilft der Feldmohn
Mit seinem Flammen.
Sie heilen mich.
Ich lerne wieder
Ihr kleines Lied.
Als Kind
Habe ich es immer gesungen.
Vater und Mutter
Sitzen am Weg.
Wie Knospen
Ist ihr Grab aufgesprungen.

Die Verse auf dieser Seite stammen von der Lyrikerin Ursula Enseleit, die gleichzeitig als Graphikerin und Bildhauerin bekannt geworden ist. Drei ihrer Arbeiten geben wir hier wieder: Links ‚Der Lebensretter‘, unten der Fries ‚Echsen‘ und rechts ‚Beratung der Reiher‘, gestaltet für das Kreishaus in Rotenburg/Wümme.





Heinke Frevert

Im Mitsommer 1916 wurde ich als Tochter des Frauenarztes Prof. Dr. Stoeckel in Kiel geboren, aber eine andere Stadt, in der ich eine unbeschwertere Kindheit und ereignisreiche Jugendjahre verbrachte, wurde mir zur Heimat: Berlin. Nach der Schulzeit besuchte ich in Berlin eine Gesangs- und Schauspielschule; mein sehnlichster Wunsch war es, Sängerin zu werden. Aber schon ein gutes Jahr später lernte ich auf dem ostpreußischen Gut meiner verheirateten Schwester, Samonienen, meinen ersten Mann, Paul Richard Barchhausen, kennen. Er war Forstmeister in der Rominter Heide. Ein halbes Jahr

später heirateten wir. In den letzten Tagen des Polenfeldzuges fiel mein Mann, mir blieben unsere beiden Töchter. Zwei Jahre später heiratete ich seinen guten Freund, den Chef der Rominter Heide und Jagdschriftsteller Walter Frevert.

Während mein Mann als Offizier in Ostpreußen bleiben mußte, begann für mich im Sommer 1944 die lange, entsetzliche Flucht mit drei Kindern; das vierte war unterwegs und wurde in Berlin bei meinem Vater geboren. In den letzten Kriegsmontaten wurde mein Mann von Ostpreußen nach Holland versetzt und im Herbst 1945 aus englischer Kriegsgefangenschaft entlassen. 1947 konnten wir uns endlich im Badener Ländle eine neue Existenz aufbauen. Mein Mann fing wieder an zu schreiben, und ich wurde seine Sekretärin und Mitarbeiterin, so weit es die nunmehr fünf Kinder — zwei Töchter und drei Söhne — und der große Haushalt zuließen. Nachdem mein Mann im Sommer 1962 bei einem tragischen Jagdunfall tödlich verunglückte, fing ich an zu schreiben. 1965 erschien im Bayerischen Landwirtschaftsverlag mein Buch „Meine Waidmänner und ich“. Seitdem schreibe ich für die Feuilletons verschiedener bekannter Jagd- und Reiterzeitschriften und für das Ostpreußenblatt. Die vielen Erinnerungen an unbeschwertere Ferienwochen auf dem herrlichen ostpreußischen Gut Samonienen und an die glücklichen Ehejahre an der Seite meiner Waidmänner im großen Waldkomplex der Rominter Heide schenken mir immer wieder den Stoff für meine vielen fröhlichen Tier- und Jagdgeschichten. Wer einmal in Ostpreußen gelebt hat, wird dieses Land nie mehr vergessen können.

Richtig reich

Stefan, mein elfjähriger Enkel, sitzt bei mir und blättert in einem Versandhaus-Katalog. „Großmutsch?“ — „Hmm?“ — „Bist du reich?“ — „Ja, sehr!“ — „Aber wir haben doch eben in dem Katalog nach einem Anorak für mich gesucht, der nicht so viel kostet.“ — „Ich habe meine fünf Kinder, die Schwiegerkinder und Euch sieben Enkel. Ist das kein Reichtum?“ — „Das meine ich doch nicht, ich meine Geld, viel Geld.“ — Ich überhöre seinen Einwurf: „Außerdem habe ich einen Schatz, meine Erinnerungen. Von Kiel, meiner Geburtsstadt, weiß ich nicht viel. Wir zogen fort, als ich noch sehr klein war. Berlin ist meine Heimat, dort bin ich aufgewachsen. Schon als Kind wollte ich Schauspielerin werden. Als ich aus der Schule kam, setzte ich bei meinen Eltern durch, auf eine bekannte Schauspiel- und Opernschule gehen zu dürfen. Aber dann kam alles anders. Ich heiratete einen Forst- und Jägersmann und wurde mit ihm und zwei Töchtern in dem großen ostpreußischen Wald, der Rominter Heide, sehr glücklich. Drei Jahre später . . .“ „ . . . kam der Krieg“, unterbricht mich der Blondschoopf, „mein richtiger Großvater wurde Soldat und fiel. Dann hast du wieder geheiratet. Der Krieg ging weiter, die Russen kamen näher ran, da bist du mit drei Kindern getürmt.“

Ich staune. Woher weiß der Steppke das alles? „Das vierte Kind, einen kleinen Jungen, bekam ich in Berlin bei meinem Vater.“ — „Das war der Geheimrat Stoeckel, ein ganz berühmter Arzt. Die Mama sagt, ich kann sehr stolz auf ihn sein.“ — „Ja, mein Junge, das kannst du auch . . . die Flucht nach Westen, bei Schnee und Eis im Pferdewagen und mit dem Baby, war entsetzlich, ebenso die drei nächsten Jahre. Großvater Frevert war arbeitslos, wir hatten kein Zuhause. Aber dann bekam Großvater ein Forstamt hier im Schwarzwald. In dieser Zeit schrieb er seine Jagdbücher, ich half ihm dabei. Wir nannten unser Haus zur Erinnerung an die glückliche Zeit ‚Haus Rominten‘. Vor zehn Jahren, du warst noch ganz klein, ist Großvater bei einem Jagdunfall . . .“ Stefan fürchtet, wie alle Kinder, Traurigkeit bei Erwachsenen, drum fragt er schnell: „Warum sind die Erinnerungen dein Schatz?“

„Ohne sie gäbe es weder mein Buch, noch könnte ich die vielen Kurzgeschichten schreiben.“ — „Viele von den Erinnerungen sind traurig, die Mama aber sagt, du schreibst lustige Geschichten.“

„Ich habe einen Freund, ich hatte ihn schon als Kind, er wird mich niemals verlassen, man nennt ihn ‚golden‘, er heißt Humor. Curt Goetz, ein Schriftsteller, hat einmal geschrieben: Humor hat, wer trotzdem lacht. Dann besitze ich noch die blühende Schwester vom Humor, die Phantasie. Was meinst du, bin ich nicht sehr reich?“

Ruth Geede

In Königsberg bin ich 1916 zur Welt gekommen, dort, wo mir die Welt am schönsten schien. Aber auch das flache Land ist mir vertraut seit meiner Kindheit, vor allem die Gegend um Insterburg, woher mein Vater stammt, und die Dörfer und Wälder weiter östlich, nach der Grenze zu, die engere Heimat meiner Mutter. Früh begann ich zu schreiben; das waren zumeist traurige Geschichten, die in den Zeitungen veröffentlicht und im Rundfunk gebracht wurden. Ich schrieb auch Stücke im heimlichen Platt und hatte Erfolg damit — der 1. und der 2. Preis im Dramenwettbewerb der Niederpreußischen Bühne wurden mir zugesprochen, ebenso der Mundart-Preis der Stadt Königsberg. Als Buchveröffentlichungen erschienen: „De Levenstruusz“ — „Die Pflugschar“ — „Ohm Willem“ — „Die Magd Katrin“ — „Die Nehrungsleute“, nach dem Zweiten Weltkrieg Kinderbücher und Kinderkalender. Seit der Gründung der Zeitung schreibe ich für das Ostpreußenblatt. Mit meiner Familie lebe ich heute als freie Schriftstellerin und Journalistin in Hamburg.



Vom lieben Gottchen und vom Wetterchen

Auch wenn sie nicht von ihrem Hof an der Angerapp erzählt hätte, die alte Frau mit dem spärlichen weißen Haar, wenn nichts weiter zwischen uns gesprochen worden wäre als dieser eine kurze Satz: „Ach Gottchen, mit diesem Zug is' er nich gekommen“ — an diesem einen Wort hätte ich ihre Herkunft erkannt.

Wir sitzen uns in dem engen Wartesaal gegenüber. Die Luft ist stickig. Es riecht nach schalem Bier und nassen Kleidern. Gegen die Fenster trommelt der Regen

„Ein Wetterchen is das, michst keinen Hund vor die Tür jagen . . .“ murmelt die alte Frau.

Ach ja, das liebe Gottchen und das Wetterchen! Ich muß lachen. „Is ja gar nicht so schlimm. Morgen wird das Sonnchen wieder scheinen.“

Wie die alten Augen auf einmal blitzen können! „Ach nei, sind Sie amend auch von zuhaus?“

Ein Wunder, daß sie nicht „ach nei'che“ gesagt hat, wie unsere Oma Kahnert. Oder wie der alte Kalweit, der uns immer die Blaubeeren brachte — ich höre noch seinen krähenden Singsang: Bluubeere, Bluubeere, wat Goods, wat Goods! — und dessen ganze Lebensphilosophie aus den ständig wiederkehrenden Seufzern: „Joa, joake“ und „Nä, näke“ bestand. Sie mochte wahrhaftig für die Fremden, die zum erstenmal die Schwelle unserer ostpreußischen Heimat betraten, belustigend wirken, diese Neigung zum Verniedlichen aller Dinge. Sie beschränkte sich ja nicht auf Konkret-Irdisches, auf das Schrankchen, das Vogelchen, das Hauschen, sondern sie sprengte diesen Rahmen und schloß sogar das Himmelchen in den Kreis ein, das Wetterchen, das Sonnchen, das Mondchen und verstieg sich sogar zum „Lieben Gottchen“. Und schuf seltsame Wortgebilde wie: „Na was'che?“ und „Ach, du'che!“

Eigentlich war dieses „chen“, mit dem wir so großzügig umgingen, Ausdruck der Innigkeit, der Herzenswärme, der Verbundenheit mit allen Dingen, die wir liebten und in unsern Lebenskreis einbezogen. Wenn wir „Hauschen“ sagten, meinten wir die schützende, warme Geborgenheit unseres Hauses; wenn wir „Hietscherchen“ riefen — wo gibt es auf der ganzen Welt einen Ruf, der zärtlicher klingt? — dann schwang darin die Liebe des Ostpreußen zu allem Lebendigen, das unter seinen Händen wuchs. Es war sein Kornchen, das auf den Feldern reifte, sein Katzchen, das auf dem Fensterbrett schnurrte, waren seine Blumchen, die den Gartenzaun mit bunter Pracht überschütteten.

Und sprach es nicht von einer innigen Verbundenheit von Mensch zu Mensch, wenn wir zur „Großchen“ gingen und nicht zur Oma? Wenn wir vom Tantchen sprachen und von der Marktfrau mit dem vertrauten Ruf: „Na, Madamchen“ begrüßt wurden?

Welcher Fremde vermochte wohl jenen schmerzlich-seligen Seufzer zu ergründen, der den ersten Kuß begleitet: „Ach, Du'che!“ Was schwang da alles mit: Glückseligkeit und ein bißchen dumme Angst und sehr viel Verliebtsein.

Und auch das liebe Gottchen war kein Frevel, wie es manchem Außenstehenden erscheinen mochte. „Ons leew Gottke ward all moake!“ Welch wunderbares Gottvertrauen sprach aus diesen Worten.

Ach nein, ich schäme mich auch heute nicht, vom „Sonnchen“ zu sprechen, wenn ich es auch nicht zu jenen sage, die das nie verstehen würden. Aber die alte Frau da an meinem Tisch, die weiß, was ich damit sagen will. Und es ist uns beiden, als wären wir in der Heimat, „zu Haus'che . . .“



Hedy Gross

Im schönen Masuren, in Regeln, Kreis Lyck, kam Hedy Gross am 10. September 1916 zur Welt. Sie lebt heute als Malerin und freie Schriftstellerin in Hamburg. Nach dem Zweiten Weltkrieg bekam sie den Preis des NWDR für eine Kurzgeschichte, ferner den 1. Preis bei einer Ausschreibung der Bundeszentrale für Heimatdienst. Größere Veröffentlichungen: „Der Brief auf der Treppe“, Hörspiel; „Unser Rendant“, „Erinnerungen an Dumbear“, „Christel Balk“, ferner Kurzgeschichten und Erzählungen in Anthologien, viele Veröffentlichungen im Ostpreußenblatt.

Ich über mich

Was darf man denn sagen über sich selbst? Doch nichts Schlechtes, das tut wohl niemand. Eins jedenfalls steht fest, wenn ich mich schon zu den Kunstbeflissenen zähle, dann zu den Malern. Durch Zufall bin ich dann dazu gekommen, Heimatgeschichten zu schreiben. Der Göttinger Arbeitskreis rief vor Jahren die ostdeutschen Erzähler zu einem Wettbewerb auf, 864 Autoren beteiligten sich, und ich bekam den Preis. Das war schön. Ich bekam dann noch mehrere andere Preise, aber dieser war wichtig. Der Pressedienst des Arbeitskreises veröffentlichte diese und auch andere Geschichten von mir. Zeitungen druckten sie ab und auch das Ostpreußenblatt. Damals schrieb mir eine Gutsnachbarin: „Als ich Ihre Geschichte las, habe ich nach der Flucht zum ersten Male gelacht.“ Das war mehr, als ich gehofft hatte. Sie sehen, ich zehre heute noch davon.

Heimatlos wie ich bin, gondele ich gern und viel in der Welt herum. Mit vielen Bildideen und Skizzen komme ich nach Hause. Ideen, die ich in Farben besser ausdrücken kann als in Worten. Ja, und ich hatte Zeit, ab und zu eine heimatliche Geschichte zu schreiben.

Und nun fällt mir noch etwas ein. Wie konnte ich das vergessen. Sozusagen mein erster literarischer Erfolg. Ich ging noch zur Schule. Aber schon in die Prima. Und ein Aufsatz über Ricarda Huch, Laufzeit wohl so acht Wochen, war eine ernst zu nehmende Hausarbeit. Ich schrieb einfach nicht.

Es kam der letzte Tag, es kam der letzte Abend, ich hatte keine Zeile. Es kam der Morgen, an dem er abgeliefert werden sollte. Was tun? Zu Hause bleiben, krank spielen, schreiben? Allein in meiner Oberstube vor dem offenen Fenster, zwang ich mich schon am frühesten Morgen vor mein Heft. Aber ein Wunder geschah. Kaum hatte ich zu schreiben angefangen, war mein Widerwille weg. Eine Art Freude, bald Begeisterung, kam über mich. Ohne abzusetzen füllte ich Seite um Seite. Sie brachten mir Frühstück, Kleinm Mittag und Mittag. Ich aß nicht, ich trank nicht, ich schrieb. Ich war ja krank. Wenn ich Schritte auf der Treppe hörte, schlüpfte ich schnell ins Bett. Um die Vesperzeit war es geschafft. Noch einmal säuberlich abgeschrieben und etwas disziplinierter gefaßt, stand es im Aufsatzheft. Und ich konnte verkünden, daß es mir schon besser ginge und ich zum Abendbrot hinunterkäme. Einen Hunger hatte ich!

Ja, und diesen Aufsatz — ich weiß nicht mehr, was drinstand, mir schwant sowas vom ‚Armen Heinrich‘, diesen Aufsatz, von dem ich selbst nicht wußte, ob er gut war oder reif, mich von der Schule zu weisen — diesen Aufsatz schickten meine Lehrer der Ricarda Huch, und sie schickte den ‚Dreißigjährigen Krieg‘ und schrieb sehr nette Worte hinein.

Die Besessenheit von damals müßte man haben und vor allem diese meine Oberstube über der Toreinfahrt, meine große helle Stube, die immer für mich bereitstand, auch als ich schon längst verheiratet war. Rechts eine Handbreit entfernt von der Herrlichkeit der Wälder, links ein paar Schritte zu der Helligkeit der Seen, eingebettet in die Wiesen und Felder, auf denen die Meinen gelebt hatten fünfhundert Jahre. (In der Festschrift zur 500-Jahr-Feier von Lyck konnte man nachlesen, daß unsere Familie nachweislich die älteste Familie des Kreises war.) Ja, wenn man da sein könnte, dann müßte die ganze Kraft und Fülle unseres Landes in die Geschichten fließen. Aber als ich da sein durfte, mußte ich über die Ricarda Huch schreiben. Und außerdem hatten wir ja unsern Heimatdichter. Da mischte ich mich nicht ein.



Georg Hermanowski

Am 27. November 1918 kam er in Allenstein zur Welt, besuchte dort das Staatliche Gymnasium, studierte ein Semester Jura in Berlin und nach dem Krieg Germanistik, Kunstgeschichte und Archäologie in Bonn. Nach einem kurzen Intermezzo im Jahr 1941 („Heimat, Welt, Gott“, Gedichte), das ein Publikationsverbot nach sich zog, begann er 1945 Gedichte und erste Prosaarbeiten zu publizieren. Er schrieb das erste Heimkehrerstück („Des Spielmanns Heimkehr“, 1946). Während des Studiums volontierte er in einem Verlag und war kurze Zeit als Verlagslektor tätig. Seit 1949 freier Schriftsteller. In

zwanzig Jahren machte er die Flämische Literatur in Deutschland bekannt, übersetzte etwa 200 Werke aus dem Niederländischen, schrieb eine Geschichte des Flämischen Romans, eine Flämische Literaturgeschichte und eine Literatursoziologie. Neben vier Laienspielen und einer Reihe Erzählungen veröffentlichte er in niederländischer Übersetzung den Roman „De verloren vader“. Seine „Flämische Zeit“ schloß er 1968 mit der Selbstbiographie „Twintig jaar voor Vlaanderen“ ab. Seitdem wandte er sich ganz dem eigenen Schaffen auf den Grundlagen seiner ostpreußischen Herkunft zu. Er schrieb eine Reihe ostpreußischer Geschichten und Essays zur ostdeutschen Kultur. Er veröffentlichte zwei Biographien: „Johannes Gutenberg“ und „Nikolaus Copernicus“ und einen Band „Gerupfte Worte“. Seine Stärke liegt auf dem Gebiet der Satire. Georg Hermanowski ist Mitglied der Künstlergilde und der Gemeinschaft der Allensteiner Kulturschaffenden. Ausgezeichnet wurde sein Werk mit dem Belgischen Staatspreis für Literatur, zwei Literaturpremiën der Königlichen Flämischen Akademie und dem Hörspielpreis des Sozialministeriums Nordrhein-Westfalen. Er ist Ritter des Belgischen Kronordens und fühlt sich selbst am stärksten dem Don Quichote verwandt. Die heimliche Verbundenheit in seinem literarischen Schaffen wird aus den Beiträgen in vielen ostdeutschen Anthologien sichtbar, so vor allem aus seiner „Reise in die Vergangenheit“ in dem Band „Der Garten unserer Jugend“. Man findet ihn unter den Mitarbeitern vieler ostdeutscher Kulturzeitschriften, Kulturseiten und kultureller Publikationen; er ist ständiger Mitarbeiter des Ostpreußenblattes. Seine Verbundenheit mit dem Buch zeigt ein Band „Der Christ und das Buch“, eine Einführung in die Lesepraxis, die er im Dienst am Buch geschrieben hat.

Don Quichote (Ein Selbstporträt)

In allen Mußestunden
— das waren
die meisten
in deinem Leben —
hast Weisheit und
Beglückung du
aus Büchern geschöpft.

Wißbegier,
törichte Leidenschaft,
hieß dich
deinen Acker verkaufen,
um mit Schriften
zu füllen
bordvoll dein Haus.

So tief
versenktest du dich
ins geschriebene Wort,
daß tausend Nächte
— von Zwielficht zu Zwielficht —
tausend Tage
— von Dämmerung zu Dämmerung —
du lesend verbrachtest.

Dann zogst du durchs Land,
zu wahren Recht und Ehre,
zu dienen dem Nächsten,
Ritter
von der Traurigen Gestalt!

Pfarrer und Barbier
lachten dich aus,
übergaben die Bücher
dem Autodafé.
Doch unbeirrt
kämpfst du
gegen Windmühlenflügel.



Elli Kobbert-Klumbies

In Königsberg wurde sie 1922 geboren. Seit 1943 mit einem ostpreußischen Arzt verheiratet, zwei Söhne, wohnt in Münster. Veröffentlicht wurden von ihr vierzehn Erzählungen und über hundert Artikel und Kurzgeschichten. Unseren Ostpreußenblättern wurde sie u. a. durch die Fortsetzungserzählung „Das Lächeln der kleinen Marjell“ bekannt. Seit einer Reihe von Jahren arbeitet Elli Kobbert-Klumbies als freie Schriftstellerin beim Christlichen Verlagshaus Stuttgart, das ihre letzten größeren Erzählungen unter einem Pseudonym herausbrachte: 1968 „Wenn die Fluß kommt“, 1969 „Übrigens ... die Ehe“

und 1971 den einzigen modernen sogenannten Diakonissenroman „Tut etwas Tapieres“. Im gleichen Verlag erscheint die Erzählung „Sternfahrt zum Bodensee“, aus der wir einen Vorabdruck bringen.

Ihre Tante ist spaziergegangen

„Ihre Tante ist spaziergegangen“, rief mir Frau Winkler entgegen. „Wieder ganz ohne was.“ — „Nein!“ — „Ja. Ohne Mantel, ohne Hut. Bloß Jacke und Schultertuch. Sie wissen ja, wie schon zweimal. Sie wird sich den Tod holen. Sie war ganz vergnügt. — Eis wollte sie essen.“

Den letzten Satz hörte ich zum Glück gerade noch, als ich wieder die Haustür aufriß. Wie ein Huhn lief ich auf dem Bordstein hin und her. Der Verkehr brandete. Die schrecklichsten Unglücksszenen flackerten an meinem inneren Auge vorbei. Ich sah Tante Linchen in verschiedenen Stellungen: In ein Fahrrad geklemmt. Auf den Knien zwischen zwei Autos. Platt unter einem Laster. Ich sah sie mit erhobenen Armen kreiseln und umfallen. Auch den Unfallwagen glaubte ich bereits zu hören . . . aber es war nur dringliches Hupen. Ein Menschenfreund hatte seinen Wagen angehalten, um meinem Hühnergeflatter am Bordstein ein Ende zu bereiten. Endlich konnte ich über den Damm flitzen.

Es war nicht allzu weit zur Konditorei. Wenn ich also viel Glück hatte, saß Tante Linchen dort drin und löffelte ihr Vanille-Eis mit warmer Schokoladensoße. Ein Genuß, dessen Ermöglichung sie Manfred und mir hoch anrechnete, denn in dem Dorf, in dem sie bisher gewohnt hatte, gab es das nicht.

Dies war nun Tante Linchens dritte unangekündigte Expedition. Wie sie mit dem Straßenverkehr fertig wurde, wußte ich inzwischen aus eigener Anschauung. Sie war angst- und schwindelfrei und besaß den wilden Mut eines japanischen Harakiri-Kandidaten. Für sie waren Autos nichts Furchterregenderes als Ziegen oder fröhlich tollende Pferde, und vor denen war sie noch nie in respektvoller Hast zur Seite gewichen. Wenn sie über die Straße wollte, dann ging sie eben hinüber. Ihr Glaube an die schützende Hand Gottes war größer als ein rollender Möbelwagen. Drohte ihr jemand, dann winkte sie zurück. Sie konnte sich nicht vorstellen, daß jemand etwas gegen ihre Existenz auf dieser Welt hatte. Manfred und ich hielten sie draußen stets am Arm. Aber das hatte unser Tante Linchen gar nicht gern. Sie war ja auch bisher durchs Leben gekommen. Neunundsiebzig Jahre lang unfallfrei.

Wir hatten sie sehr ins Herz geschlossen, das war wahr. Aber wer wollte uns verübeln, daß wir schwache Nerven bekamen, sobald Tante Linchens Unternehmungstrieb durchbrach. Nie hatten wir uns je um unser eigenes Leben so gesorgt, wie wir uns ihre zitterten, wenn wir entdeckten, daß sie ohne Verabschiedung einen ihrer Spezialausflüge angetreten hatte.

Ich war darum froh, als sich diesmal Frau Winklers Erinnerungsvermögen als ausreichend wegweisend erwies und ich Tante Linchen tatsächlich an einem der runden Marmortische in der nächsten Konditorei entdeckte. Ihre Füße hatte sie aus den mit Schneewasser vollgesogenen Filzhausschuhen gezogen. Vor ihr stand das Schälchen mit Vanille-Eis, übergossen mit Schokoladensoße, ganz wie ich es erwartet hatte.

Nicht erwartet hatte ich, daß sie bereits Bekanntschaft geschlossen hatte. Eine Rentnerin, die öfter hier im Café saß, morgens schon, wenn ich Brötchen holte, leistete ihr Gesellschaft.

Tante Linchen erkannte mich gleich. Sie nahm keinen Anstoß an meinem Erscheinen. Vielmehr ermunterte sie mich mit unübersehbarem Zeigefinger zum Nähertreten. Mit gefälligem Nicken stellte sie mich sofort vor: „Hier, das ist die Gabi, bei der ich nun wohne. Die ist also die Tochter von meiner Nichte Helga Urban, von der ich Ihnen ja eben so viel erzählt habe. — Gabi!“ Sie schlug mit Eifer auf ein Blatt Papier. „Da wird sich deine Mutter aufregen. Endlich kommt ihr Mann, der Georg, wieder. Ich hab' ja immer gewußt, der hält's nicht ewig bei den Fremdvölkern aus. Was sagst du bloß dazu?“

Ich sagte gar nichts.

Unter ihrer Hand, mitten auf dem braunen Marmortisch, lag der Brief meines Vaters.



Fritz Kudnig

In Königsberg kam ich am 17. Juli 1888 zur Welt und lebe jetzt in Heide. Eltern aus altem Bauerngeschlecht, der Vater aus der Weichselniederung, die Mutter aus Ostpreußen. Erbteil vom Vater: der harte Preußenschädel, philosophisch nicht unerheblich belastet, oft genug sozialrevolutionär erregt, Wahrheitsfanatiker, wenn es um Recht und Freiheit geht. Erbteil von der Mutter: ein Herz und Gemüt, das sich seine Liebe zur Heimat-erde, zum eigenen Volk und zum Urgrund des Lebens um so weniger rauben ließ, je mehr nihilistische Ungeister wahre Werte zynisch zu verspotten und zu zerstören suchen. Wie die

Mutter tiefreligiös; aber fern aller Dogmen. Mein Glückslos: meine trotz steter Opfer frohsinnig gebliebene Frau und Hellerin Margarete und unsere Kinder. Veröffentlichte Gedichtbände: „Durch Leid und Licht“, „Das Lied der Kurischen Nehrung“, „Das Wunder am Meer“, „Land der tausend Seen“, „Gottes Lautenspiel“, „Seliges Gotteslied“, „Flucht und Einkehr“, „Wenn die Heide blüht“, „Land meiner Liebe“. Sonstige Veröffentlichungen: „Der Kampf um Meister Eckehart“, „Herz in der Heimat“, Erzählung, „Heitere Stremel von Weichsel und Memel“; „Fahrt in die Sonne“, Wanderbriefe, „Meister Eckhart — gestern — heute und morgen“, eine Deutung aus mystischer Sicht. Agnes-Miegel-Plakette, Kulturpreis der Landsmannschaft Ostpreußen, Auslandsstipendien, Ehrenmitglied im Verband deutscher Schriftsteller Schleswig-Holstein und Euliner Dichterkreis.

Gedanken um Leben und Schicksal

Wer an seinem Schicksal zerbricht, beweist, wie zerbrechlich er war.

*

Unser Schicksal schaffen wir — durch unser Fühlen, Wollen und Denken — weithin selber. Taten sterben nicht. Jede Tat ist Saat und Keim zu einer Frucht. Und diese Frucht ist unser Schicksal.

*

Unser Schicksal ist die Aufgabe unseres Lebens. Wir haben sie zu lösen. Gelingt uns das nicht, werden wir nie zu unserer vollen Freiheit kommen.

*

Wir müssen uns sehr stark machen dem Schicksal gegenüber! — Heißt das aber: bewußt gegen das Schicksal anrennen? Dies wäre das Allerver-

kehrteste. Kämpfen jedoch müssen wir gegen die niedrigen Kräfte in uns. Dadurch werden unsere höheren Kräfte frei. Und sie allein können uns stark dazu machen, unser Geschick, auch wenn es noch so schwer ist, zu bejahen und auszutragen. — Dann werden wir uns nie mehr als Sklaven einer tyrannischen Schicksalsmacht fühlen, sondern als freie und freiwillige Diener und Helfer Gottes und der Menschheit, denen alles, wirklich alles zum Besten dienen muß.

*

Unsere Freiheit ist durchaus kein unbedingtes Geschenk des Himmels. Wir erringen sie immer nur im harten Kampf gegen uns selbst. Denn sind wir uns selbst nicht immer der größte Feind?

*

Das Leben ist ein Lotteriespiel, meinen viele. Wer zufällig Glück habe, könne alles gewinnen; wer keins habe, alles verlieren. — Ich glaube nicht, daß das Schicksal einen Zufall kennt, wenigstens nicht in wesentlichen Dingen. Sonst wäre das Leben ein form- und richtungsloses Chaos. Es scheint mir jedoch, im Gegenteil, vom Ersten bis zum Letzten sinnvoll geordnet zu sein. — Ist es nicht gerade das Winzigste, das Atom, das auf kleinstem Raum das größte Schöpfungswunder enthält?

*

Das ist die tollste der menschlichen Tollheiten, daß man aus dem größten Schöpfungswunder die grausigste Mordwaffe entwickelt. Das Heiligste zur Hölle gemacht — die Welt auf den Kopf gestellt. Und da wundern wir uns, wenn es so viele kopflose Menschen gibt?

Der Narr und der Weise

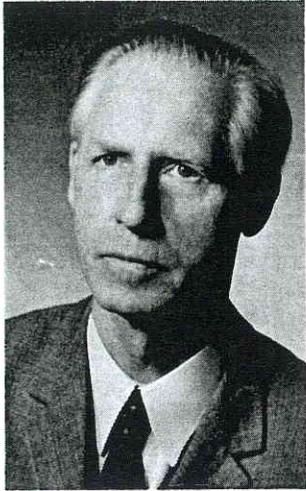
Der Narr will tausend Dinge.

Der Weise sucht nur eins:
daß er zum Urquell dringe
des rätselhaften Seins.

Der Narr muß sich verzehren;
zum Kerker wird sein Ich.
Der Weise wird gebären
ein Weltenall in sich.

Schreck muß den Narren fassen
im Tod. Er stürzt ins Nichts.

Der Weise geht gelassen
im Glanz des inneren Lichts.



Hans Graf von Lehndorff

Geboren bin ich 1910 in Graditz bei Torgau (Elbe) als zweiter von fünf Söhnen des Landstallmeisters von Graditz. 1922 Versetzung des Vaters nach Trakehnen, dort bis 1931. Abitur in Gumbinnen 1928 (Friedrichsschule). Zwei Jahre Auslandsstudium in Genf, Paris und England. Medizinstudium in Königsberg, Berlin und München. Staatsexamen 1936 in Berlin. Assistentenzeit in Berlin und Insterburg bis Ende des Krieges. Ärztliche Tätigkeit in Lazaretten während der Belagerung von Königsberg, dann unter Russen und Polen in Ostpreußen (Tagebuch). 1947 in den Westen gekommen. Ein Jahr Mit-

arbeit an Evangelischen Akademien. Wiederaufnahme der ärztlichen Tätigkeit in Göttingen. Ab 1950 als Chirurg in Bonn tätig, ab 1954 Chefarzt des Evangelischen Krankenhauses in Bad Godesberg. Seit 1970 in der Beratung und Behandlung der rauschmittelgefährdeten Jugend tätig. Veröffentlichungen: „Ostpreußisches Tagebuch“ 1961, Biederstein-Verlag, „Die Insterburger Jahre“ 1969, Biederstein, „Veränderte Welt — Veränderte Christen?“, 1969, Schriftenmissionsverlag, Gladbeck (fünf Vorträge). Im übrigen einige Vorträge und Artikel.

Aus dem ostpreußischen Tagebuch

20. Oktober 1945

... dann komme ich durch Wald, zum erstenmal im Laufe dieser Nacht und auf meinem ganzen bisherigen Wege. Da kann ich alle Vorsicht fallenlassen, denn rechts und links ist Deckung genug, wenn Gefahr droht. Sehr langsam verringert sich auf den Kilometersteinen die Entfernung bis Wormditt. So weit will ich es unbedingt noch schaffen, ehe der Tag anbricht. Als ich endlich in die Allee einbiege, an deren Ende die Stadt sich schon ahnen läßt, liegt leichter Frühnebel in der Luft. Und schließlich taucht zur linken Hand der Bahnhof auf.

Ich verlasse die Straße, weil sie unter dem Bahnkörper hindurchgeht und mir die Durchfahrt zu ungemütlich erscheint. Am Bahndamm entlanggehend, erreiche ich einen leeren Schuppen neben den Gleisen. Der Bahnhof hat weder Licht, noch läßt irgend etwas darauf schließen, daß

hier Züge verkehren. Es scheint mir aber doch ratsam, ihn in weitem Bogen zu umgehen. Eine tiefe Kiesgrube begleitet die Gleise ein paar hundert Meter weit und bringt mich in guter Deckung bis zu einer Stelle, wo ich die Schienen ohne Risiko überqueren kann. Nun komme ich in wohlbekanntes Gelände. Der Wald dort — ein Wunder, daß er noch da ist. Denn seit ich das letzte Mal hier war, gleich nach Weihnachten 1944, muß ein ganzes Zeitalter vergangen sein.

21. Oktober

Als es Tag geworden ist, sitze ich im Altholz unter einer Schirmfichte, deren Zweige bis auf die Erde hängen. Die Lücken habe ich mir mit anderen Zweigen zugesteckt. Vor mir liegt die Bahnstrecke nach Mohrungen, ohne Schienen, wie ich mit Genugtuung festgestellt habe. Es wird also lange kein Zug mehr durch diesen herrlichen Wald fahren.

Was für ein strahlender Herbsttag! Hier im Bestand sind die meisten Bäume noch voller Laub. Ich habe mir ein paar Butterpilze gesammelt und esse sie roh mit Zucker und getrocknetem Brot. Ganz seltsam wohl ist mir zumut. Schon auf dem letzten Stück meines Weges war alle Bangigkeit verflogen. Mir war, als ginge jemand vor mir her, um auf den Weg aufzupassen. Es begann damit, daß ich im ersten Morgendämmerung einen dunklen Gegenstand vor mir hatte, der mir nicht ganz geheuer schien. Ich wollte ihm ausweichen, da sagte eine Stimme ganz deutlich: Geh nur weiter, aber erschrick nicht, denn neben diesem Busch, den du vor dir hast, ist ein schwarzes Wasserloch, und da werden gleich ein paar Wildenten auffliegen. Und ich ging getrost darauf zu, zwanzig oder dreißig Schritte, sah das Wasser, die Enten flogen auf — es war nun keine Überraschung mehr, sondern nur der Vollzug eines schon fertigen Geschehens. Dann ging ich weiter wie jemand, der ein Bilderbuch mit durchsichtigem Papier betrachtet und beim Umblättern schon sehen kann, was auf der nächsten Seite kommen wird. Leben wir nicht unsere Zeit wie eine zusammenhanglose Folge von Tönen und Mißtönen? Und doch ist eine Melodie darin. Gott allein kennt sie und spürt schon den letzten Ton, wenn er den ersten anstimmt. Und manchmal läßt er uns eine kleine Weile mitsingen.

Heinz Panka

Geboren bin ich im Dezember 1915 in Osterode (Oberland). Mein Vater stammt aus Masuren, aus Margrabowa (Treiburg). Meine Mutter kommt aus der Elbinger Gegend, dem Ellerwald an der Nogat. Ihr Vater hatte eine Lehrschieme. Auch mein Vater hatte zunächst Schmied gelernt. Mit Schulbeginn zogen wir nach Königsberg auf die Hufen. Da besuchte ich bis zum Abschluß das Staatliche Hutengymnasium. Im Krieg geriet ich in Afrika in Gefangenschaft, wurde Ende 1947 entlassen und kam auf Umwegen nach Hamburg. Auf der Elbinsel Hahnöfersand habe ich über Jugendkriminalität promoviert. Ich wohne in Hamburg, bin verheiratet, habe zwei Kinder. Ich habe drei Bücher veröffentlicht: „An Liebe ist nicht zu denken“ — „Ein Windhund“ — „Auf der Brücke“. Ferner Erzählungen in verschiedenen Anthologien und Zeitschriften. Zur Zeit arbeite ich an einem Roman über Ostpreußen.



Das Bild der Stadt

Wenn er gegen seine geschlossenen Augen sah, das Bild der Stadt, das sich bildete . . ., undeutlich . . ., deutlicher, eine Welt, nicht mehr wahr und doch wie unzerstörbar.

Mit seinem Fahrrad war er zum Hafen gefahren, die Münzstraße entlang, am Schloß vorbei, über den Kaiser-Wilhelm-Platz — mit seinem Wocken, den er nur selten putzte, flüchtig, eine Pedale knackte, die obere Glocke der Klingel durfte er nicht fest zudrehen, sonst gab es nur ein stumpfes Klacken. Eine Sattelfeder war weicher und er saß schief.

Den Platz am Hafen hatte er zufällig entdeckt; schon vor dem Hafen, weit vor den großen Getreidesilos, mit Schutt bedeckt, von Unkraut überwachsen, ein zerfallener Schuppen, große Löcher, sumpfig, die Pregelwiesen fingen da an, das weite, flache Land . . .

Er mußte an den Speichern vorbei, Fachwerk, eng mit spitzen, vorgebauten Giebeln, unter denen Flaschenzüge hingen — Walfisch — Der Kasten Noa — Heringslager — Arbeiter standen in den Luken, Pferdefuhrwerke

warteten, halb mit Säcken beladen, Lastwagen rollten und polterten über das Kopfsteinpflaster der langen Kais . . .

Schiffe, Schiffe, leere, deren roter Anstrich breit über das Wasser ragte; tief beladene, ein Zweimaster mit Holz, Fischerkähne, Gemüsekähne, ein alter Raddampfer. Er las die Namen von Hamburger Firmen, Stettiner . . . Griebel . . . Griebel war Stettin. ‚Adolf Kirsten‘, ein Hamburger . . . Robert Maihöfer. Das war der Makler.

Dröhnende Schritte auf Eisendecks, Schauerleute, das Schwanken von Lasten, von Schiffskränen an Bord gehievt . . . Möwen kreisten, kreischten, strichen im schrägen Flug auf das Wasser, tauchten ein, erhoben sich schon wieder, Abfälle, einen verdorbenen Fisch im Schnabel; Möwen auf den Duckdalben. Aus einem Bullauge plätscherte Wasser. Lose Ankerketten, Trossen, eine runde Blechscheibe draufgesteckt, damit die Ratten nicht an Bord konnten . . .

Langsam, geräuschlos öffneten sich die beiden Klappen der Pregelbrücke — der Verkehr stoppte, Straßenbahnen hielten, Leute stauten sich —, öffneten sich immer weiter, standen fast senkrecht. Ein großer Frachter schob sich durch, immer breiter werdend, kaum hörbar stampfte die Maschine, die Masten und Aufbauten überragten fast die Häuser, es schien, als sollten die Bordwände die Brückenpfeiler zu beiden Seiten streifen. Ein heiseres langezogenes Tuten, das Klingeln einer Schiffsglocke, und das Tuten der Schlepper vorn, aufgeblasen: ‚Wat bin eck!‘, die schäumten . . . diese rastlos atmende, lebende, geschäftige Stadt . . .



Gertrud Papendick

In unserer Haupt- und Residenzstadt Königsberg wurde ich am 28. März 1890 in der Landhofmeisterstraße 2 geboren, gegenüber dem Kasernenhof des Pionierbataillons 1, dessen bewegtes Leben zu meinen frühesten Erinnerungen gehört. In meinem siebenten Jahr verfaßte ich mein erstes Gedicht; das handelte jedoch nicht von klingendem Spiel, sondern von der aufgehenden Sonne. Aufgewachsen bin ich dann ab 1898 im alten Stammhaus der Brauerei Ponarth in der Tuchmacherstraße, doch in gleichem Maße auf den Straßen der Stadt. Doch als meine eigentliche und auf immer unverlierbare Heimat galt

und gilt mir noch heute Cranz, die Ostsee, der Strand und der Ufersteg. Geschwommen bin ich von Kind auf in allen Wassern, zu denen ich gelangte, und tue es heute noch . . .

Mit zehn Jahren etwa wandte ich mich der Prosa zu mit dem Erfolg, daß kein begonnenes Werk über die zweite Seite hinausgelangte. Dann folgte in der knospenden Zeit von sechzehn bis ungefähr zwanzig eine lyrische Periode, aus der auch nicht viel geblieben ist.

Mein erster Abdruck erfolgte im April 1913 mit einer Kurzgeschichte in der Scherlschen „Woche“, der ich und die mir durch viele Jahre treu blieb. Inzwischen war ich nach Seminarjahren nolens-volens in den Königsberger Schuldienst getreten. Dieses harte Los, für das ich mich immer höchst ungeeignet fand, habe ich — seit 1947 an weitentlegener Stelle — bis zur letzten Erschöpfung zu tragen gehabt.

Doch geschrieben wurde immer und immer! Von etwa 1925 bis zum bitteren Ende war ich so etwas wie eine wohlgelittene Tochter der „Königsberger Allgemeinen Zeitung“ für Feuilleton und Buchbesprechungen. Erste Buchveröffentlichungen landeten 1937, 1938 und 1941 beim Verlag Holzner (Tilsit) statt. 1952 brachte die Landsmannschaft Ostpreußen über den Verlag Holzner (Würzburg) meinen ostpreußischen Familienroman „Die Kantherkinder“ heraus, der dann ab 1965 im Verlag Eugen Salzer (Heilbronn) unter dem Titel „Konsul Kanther und sein Haus“ erst seine wahre Blüte erlebte. Das Ostpreußenblatt wurde mir seit Beginn seines Erscheinens wiederum ein Stück Heimatboden. Mein liebstes Kind die ist 1969 bei Salzer (Heilbronn) erschienene Kurische Idylle „Wo der Birnbaum stand“. Im Frühjahr 1972 erschien ein weiterer kleiner Band: „Das war unsere Stadt“.

Von meiner Wesensart möchte ich noch sagen: Ich bin und bleibe aus dem vorigen Jahrhundert, dazu eine unverbesserliche Preußin!

Abendfahrt

O schöne Tage des Lebens damals, als wir die See vor der Tür hatten! Es dauerte gerade nur eine halbe Stunde bis Cranz, wir fuhren mittags oder am frühen Nachmittag hinaus, um zu baden und Kaffee zu trinken, nein, ganz einfach, um dort zu sein, wo am Rand der Welt die Ferne anfang und wo immer das Paradies des Sommers war.

Jedesmal, wenn ich da draußen schwamm, vom Ostbad ein ganzes Stück hinaus, kam die große Verführung des Wassers über mich, ich mochte nicht aufhören und nicht umkehren. Aber dann sah ich den langgezogenen Küstenbogen mit dem Steg und der Reihe weißer Bauten dahinter . . .

Ich sah das alles von weither und wußte es darum um so gewisser und um so tiefer, daß dieser Strand mit allem, was zu ihm gehörte, meine eigentliche Heimat war, so wie das Wasser, dessen Dünung mich trug.

Heute, da die Entfernung von meinem Ursprung unmeßbar geworden, ist dieses Wissen in mir wie eine Kraft, die niemals vergehen kann . . .

Wir fuhren abends zurück, wenn die Sonne untergegangen war, um acht oder halb neun, in einem immer vollen Zug, gestählt von Frische und durchglüht von Sonne. So saßen sie alle um uns und neben uns, das Badezeug auf dem Schoß oder oben auf dem Brett, rotgebrannt, müde und glücklich.

Immer ging solche Abendfahrt wie durch ein Geheimnis. So grün und golden, so weit und still war das Land. Und die Erde redete ihre stumme Sprache, die man nur verstand, wenn man aufhorchte und schwieg.

Unbeweglich standen auf den weiten Wiesen die Kühe im kniehohen Gras, die großen Herdbuchherden, die uns allen gehörten wie ein Besitz der Erde selber. In den Roßgärten weideten die Pferde, und dann und wann setzte ein Fohlen erschrocken vom Drahtzaun davon.

Das Licht erlosch, die Dämmerung fiel ins Land. Die Kornfelder standen blaß, die Wiesen dunkelten. Wir fuhren in die Fritzener Forst ein, und das war der Abschied vom Tage, unerbittlich und unwiderruflich. In Gr. Raum stand der Wald dunkel und schweigend um uns. Wenn wir ihn durchfahren hatten und wieder ins Freie kamen, war aller Glanz der Farben dahin. Der Wald war das Tor der Nacht, nun traten wir in sie ein. Und sehr rasch empfing uns die Stadt mit Unruhe, Getümmel und drängender Heimkehr. Der schöne Tag lag weit zurück und war fast schon unwirklich geworden.

Doch was das Herz empfangen hatte, trug es durch Dunkelheit und Schlummer in den Morgen hinüber.



Eva M. Sirowatka

Im Kreis Rössel, in Krausen, kam ich am 21. Juni 1917 zur Welt. Ich verbrachte meine Kindheit in Neu-Wultrienen, Kreis Allenstein. Vater war Lehrer im Walddorf an der Ramucker Forst, an der Grenze Masurens. Nach dem Besuch der Luisenschule in Allenstein besuchte ich die Kunstakademie Königsberg (Mal- und Zeichenklasse, Prof. Burmann) und arbeitete später als technische Zeichnerin. 1941 Heirat, zwei Kinder aus dieser Ehe. Nach der Flucht an verschiedenen Orten in Nord- und Süddeutschland, später fast ein Jahr in Schweden. Seit 1951 wohne ich mit meiner Familie (aus meiner 2. Ehe stammen

ebenfalls zwei Kinder) in Emmelshausen am Hunsrück.

Seit 1961 veröffentlichte ich Prosa in einer Reihe von Zeitungen und Zeitschriften, später Lyrik (über hundert Veröffentlichungen). 1968 erschien mein erstes Kinderbuch. Unter den neun bisher veröffentlichten Büchern befindet sich ein Gedichtbändchen und der heitere Band „Onkelchens Brautschau“ (Kiefel-Verlag). In diesem Jahr folgen weitere vier Bücher. Daneben Rundfunksendungen, eine Reihe von Erzählungen und Kurzgeschichten im Ostpreußenblatt. Mein erster Roman soll in dem Pferdebuchverlag Erich Hoffmann (Heidenheim) erscheinen; er spielt im Hunsrück.

Unvergessener Heimatwald

Immer sehe ich ihn in der Erinnerung vor mir, den geliebten Wald unserer ostpreußischen Heimat. Es ist, als ginge ich wieder die alten, vertrauten Wege, als könnte ich von der Höhe herab über seine weiten, wogenden Wipfel sehen.

Hier spürte ich zum erstenmal den Hauch der ewigen Urgewalt. So sehe ich sie vor mir, die weiten ostpreußischen Wälder, dunkle Kiefern- und Tannenwälder, lichte Buchen- und Mischwälder, die mir in meiner Kindheit in das Endlose zu gehen schienen.

Wenn wir in der Frühe eines Vorsommertages zu dem kilometerweit entfernten See wanderten, wie unberührt in seiner Frische lag der Wald da! Noch hingen überall in den Blättern der Bäume und in den Gräsern, die

den Weg säumten, die Tautropfen. Dort, wo die Morgensonne sie traf, glitzerten und funkelten sie wie reiner Edelstein. Aus dem dunklen Tannenwald herauskommend, standen wir dann minutenlang still und sahen von einer Anhöhe über die weite Fläche lichter Schonungen, die sonnenbeschienen vor uns lagen. Schmetterlinge taumelten sonnenrunken von Blume zu Blume. Dicht wie ein Teppich wuchs längs des sandigen Weges der lilafarbige Thymian, dazwischen gelber Mauerpfeffer. Es duftete nach Walderdbeeren, die in den Schonungen reiften. Arnika, die gelbe, unter Naturschutz stehende Blume, blühte zwischen den jungen Bäumchen. Es begann schon recht warm zu werden, und der Weg durch die aneinandergereihten Schonungen schien lang.

Dann traten wir wieder in den kühlen Schatten eines Hochwaldes. Unter den hohen Bäumen wuchsen Farnkräuter, die Baumkronen rauschten leise eine sanfte, stille Melodie. Bald begann sich der Wald zu lichten, das Kinderherz schlug in freudiger Erwartung.

Dort, zwischen den Kiefern, schimmerte er schon, so blau, so verheißungsvoll, der Lansker See! Wir liefen, so schnell wir konnten, zu seinem Ufer. Es war immer so, als entdeckten wir ihn aufs neue. Von dieser Stelle aus konnte man am Horizont das andere Ufer kaum erkennen. Stille, verträumte Buchten, ganz mit Wald bewachsen, säumten den See. Hohes Schilf wuchs neben unserer Badestelle. Ein leiser Wind bewegte die Halme. Aufgeschreckte Wildenten flogen aus dem Dickicht des Schilfes heraus, und wie es schien, geradewegs in die Sonne hinein.

Wie schnell geht ein Sommer vorüber! Mild und schön in seiner Farbenpracht gab der Herbst dem Wald ein ganz neues Bild. Schon raschelte das Laub zwischen unseren Füßen, wenn wir durch den herbstlichen Wald gingen, schon stieg morgens und abends der Nebel aus den Waldwiesen auf und hüllte die Büsche und Bäume in seinen weißen Schleier ein. Die Abende kamen immer früher heran, in der Tiefe des Waldes schrie ein Käuzchen. Dann stieg hinter den dunklen Tannen der Mond auf, leuchtete hell zwischen den Bäumen und auf den Wegen. Er verzauberte unseren Wald.

Nicht ohne Furcht hörte ich als Kind in der Zeit der Hirschbrunft die Schreie der Hirsche, die aus der Tiefe des Waldes kamen. Dann faßte ich auf dem Nachhauseweg in der frühen Dunkelheit ängstlich die Hand meines Vaters. Wie vertraut dagegen erklangen, vervielfacht durch das Echo, vom Wald her die Jagdhörner zur Zeit der Herbstjagden.

Es kam die Zeit der großen Herbststürme. Unheimlich erschien der Wald, wenn sie über ihn hinweg brausten. Hier herrschte eine Naturgewalt, gegen die der Mensch machtlos ist.